

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

124 (31.5.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 40

## Für unsere Frauen.

### Gausfrauenorgen.

Die Großgrundbesitzer erfreuen sich eines durch Zollraub gesicherten Milliardenvermögens, der für manche Hausfrau eine bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Not im Gefolge hat. Trotz der bekannten Ausprüche von der „gefüllten Kompostschüssel“ und dem „Verborgenen bis ins hohe Alter hinein“, können viele Mütter und Frauen mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Wirtschaftsgeld nicht einmal ganz bescheidene Ansprüche erfüllen. Von der entsetzlichen Armut gibt ein Mägenzettel Kunde, den Ernst Friedrich Goldschmidt in seinem veröffentlichten Referat über „Heimarbeit, ihre Entstehung und Ausartung“ mitgeteilt hat. Danach schwelgte eine mit der Herstellung von Strohhüten beschäftigte Familie im Speisatz, die durchschnittlich 14 Stunden am Tag arbeitete, in folgenden Genüssen:

Wochen-Speisezettel.	
Montag:	Trockenes Brot mit Kaffee, Kartoffel und Erbsensuppe, Brot und Kaffee.
Dienstag:	Brot und Kaffee, Kartoffel und Krautsalat, Brot und Kaffee.
Mittwoch:	Brot und Kaffee, Erbsensuppe mit Kartoffeln, Brot und Kaffee.
Donnerstag:	Brot und Kaffee, Kartoffel und Reis, Brot und Kaffee.
Freitag:	Brot und Kaffee, Kartoffelpfannkuchen und Gerstensuppe, Brot und Kaffee.
Sonabend:	Brot und Kaffee, Kartoffel und Buchsuppe (wird regelmäßig vom Schlächter geholt).
Sonntag:	Brot und Kaffee, Fleischsuppe, Kartoffel, Wirsingsohl und Fleisch, (1 Pfund auf 6 Personen), Brot und Kaffee.

Die Hausfrauen und Mütter, die neben der Hausarbeit auch noch gewerblich tätig sein und dabei nach dem vorliegenden Mägenzettel leben müssen, werden gewiß von seltsamen Gesichtern bewegt werden, wenn sie vernehmen, daß Frauen der Besitzenden für 10 000 Mk. für 20 000 Mk. ja, für viele Hunderttausende Markt jährlich allein Kleidung kaufen, sich Dienstboten halten, sich jeden Luxus gönnen von dem Mehrerwerb, den man den armen Heimarbeiterinnen und Arbeiterinnen abpreist. Dafür werden die armen Heimarbeiterinnen Hin und wieder von jenen Damen mit Matschbüchern über sparsame Hauswirtschaft beglückt.

### Staatliche „Bekämpfung“ des Kinderelends.

Das Kultusministerium hat im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern umfassende Erhebungen darüber veranstaltet, welche Einrichtungen in Preußen für die Pflege des kleinen Kindes und zur Bekämpfung des Kinderelends bestehen. Und zwar sind zunächst Fragebogen ausgesandt worden, um festzustellen, welche Anstalten für Säuglingsfürsorge, Schwangerenfürsorge, welche Kleinkinderschulen, Bewahranstalten, Kindergärten usw. vorhanden sind. Die Antworten auf diese Fragebogen sind bereits eingegangen und werden zurzeit vom statistischen Landesamt bearbeitet. Sowie diese Arbeit beendet ist, sollen neue Fragebogen hinausgeschickt werden, durch die festgestellt werden soll, wie die Anstalten beschaffen, wie sie organisiert, finanziell fundiert und wie sie in hygienischer Beziehung gehalten sind. Das gesammelte Material soll in einer Denkschrift veröffentlicht werden, um zu zeigen, was auf dem Gebiete der Bekämpfung des Kinderelends bereits geschehen ist und was noch zu erfolgen hat, um Privatvereinigungen und Gemeinden anzuregen, sich mehr als bisher um diese Dinge zu kümmern.

Da merkt man: staatliche Bekämpfung des Kinderelends! Erhebungen über Erhebungen sind schon veranstaltet worden und sollen jetzt noch weiter veranstaltet werden. Als ob man nicht auch bei den maßgebenden Behörden wüßte, wie groß das Kinderelend ist, daß es geradezu nach Abhilfe schreit! Aber nein: immer hübsch langsam voran! Es sieht so aus, als sollte etwas gegen das Kinderelend unternommen werden, wenn es durch Erhebungen festgestellt worden ist. Sind die Erhebungen abgeschlossen, dann soll die große Maßnahme kommen. Privatvereinigungen und Gemeinden erhalten dann die staatliche „Anregung“, sich auf diesem Gebiete mehr als bisher zu betätigen. Das ist die vielgerühmte arabische preußische Sozialpolitik.

Verufsberatungscomitees für jugendliche Arbeiter in London. Ueber die Erfolge der Verufsberatungscomitees schreibt Selzer Anstey im „Daily Chronicle“. Ihre Tätigkeit gilt den Knaben und Mädchen zwischen 14 und 17 Jahren, die beim Verlassen der Schule vor die Verufswahl gestellt sind. Nach vor Schluß der Schulzeit erfolgen seitens des Schulleiters und eines Komiteemitgliedes Besprechungen über Studienverlauf, Gesundheit, häusliche Verhältnisse und etwa angezeigten Veruf, Sodann folgt eine genaue Besprechung und Darlegung der Verufschancen in Gegenwart der Eltern oder des Vormunds. Dazu dienen die dreimal wöchentlich stattfindenden Bezirksversammlungen. Ist dem jugendlichen Arbeiter eine Arbeitsstelle vermittelt worden, so bleibt er noch weiterhin Gegenstand der Fürsorge des Komitees. Dieser Aufgabe dient eine eigene Sektion, deren Mitglieder sich mindestens einmal vierteljährlich von dem Ergehen und den Fortschritten des Arbeiters zu überzeugen haben. Außerdem werden sie durch Vermittelung des Komitees aufgefordert, fortlaufend von sich Nachricht zu geben. Etwaigen Beschwerden wird nachgegangen, Verufswechsel, wenn genügend motiviert, vermittelt. Immer wird nachdrücklich der Besuch von Abend- und Fortbildungsschulen empfohlen, doch findet das Komitee auf Grund seiner Erfahrungen, daß dieser Unterricht nur dann richtig wirken kann, wenn er obligatorisch und mit einer entsprechenden Einschränkung der Arbeitszeit verbunden ist.

Im Jahre 1911 verhandelte die Verufsberatungsstelle Londons in ihren verschiedenen Bezirksgruppen mit 29 337 Knaben und 18 756 Mädchen, zusammen 48 093 Jugendlichen, d. i. ein Viertel der rund 200 000 Jugendlichen Londons zwischen 14 und 17 Jahren. 59 Prozent von ihnen wurden in Stellung gebracht, abgesehen von jenen, die an Vereine mit ähnlichen Zielen gewiesen wurden.

Kinderarbeit in der amerikanischen Industrie. Die Veröffentlichungen über die Kinderarbeit in Amerika zeigen, daß die meisten Kinder in der Baumwollindustrie beschäftigt werden. Nach der Zählung von 1910 sind es 40 221. Außerdem arbeiten 11 111 in Strumpfwirbereien und Strickerien, 9942 in der Woll- und Filzindustrie, 8143 in Seidenfabriken, 11 033 Arbeiter unter 16 Jahren stehen in der Konfektindustrie und 78 951 wurden in 77 anderen Industrien gezählt. Der größte Prozentsatz der in Fabriken arbeitenden Kinder wurde in den Südatlantischen Staaten und in Alabama gefunden, ihnen schließen sich Rhode Islands und Massachusetts an. Außerdem sind zahllose Kinder in Kaufhäusern, als Boten, Heimarbeiter und im Straßenhandel beschäftigt.

Für die Frauen bleibt noch sehr viel zu tun, wenn sie in diesen Staaten das Wahlrecht erlangt haben. Es muß ihre erste und vornehmste Aufgabe sein, durch die Gesetzgebung diese Kinderausbeutung unmöglich zu machen. Gerade weil die Unternehmer aber fürchten, daß die Frauen die Gesetzgebung in dieser Richtung beeinflussen würden, sehen sie der Einführung des Frauenwahlrechts den denkbar größten Widerstand entgegen.

Mindestgehalt für Lehrerinnen. In Colorado ist das Mindestgehalt für Lehrerinnen vom Parlament auf 50 Dollar monatlich festgesetzt worden. Das Antikommen des Gehaltes ist hauptsächlich den Bemühungen des Senatsmitgliedes Helene King-Mobinson zu verdanken, die selbst früher Lehrerin gewesen ist.

Weibliche Straßenbahnführer. Bei Gelegenheit eines Vorschlags, in Philadelphia Frauen als Straßenbahnführer zu beschäftigen, wurde mitgeteilt, daß die Frauen des lateinischen Amerika (Süd- und Mittelamerika), die gewöhnlich als sehr zurückhaltend und wenig fortschrittlich geschildert werden, bereits Jahre hindurch diese Arbeit verrichtet haben. Während des Krieges zwischen Chile und Peru, als alle Männer zu den Waffen gerufen wurden, nahmen die Frauen ihre Plätze ein, und seit dieser Zeit sind in einer Reihe von Städten, so in Santiago und Valparaiso immer eine Anzahl Frauen als Straßenbahnführer beschäftigt gewesen.

Für wenig Geld kann sich jede Frau die hübschesten und modernsten Toiletten fast umsonst selbst herstellen mit Hilfe der vorzüglichen Vorlagen und dem dazu gehörigen musterfertigen Schnittbogen, die das tonangebende Weltmodenblatt „Große Modenwelt“ mit Fädelezeichnung, Verlag John Henry Schwern, Berlin W. 57, in seiner neuesten, sechsten erschienenen Nummer seinen zahllosen Lesern darbietet. Aber auch die schönsten Gesellschaftskostüme, Sporttoiletten und Hauskleider kann man sich auf diese einfache Methode leicht und billig zurechtnähen. Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit Fädelezeichnung (man achte genau auf den Titel!) zu 1 Mk. vierteljährlich, monatlich 6 Nummern geliefert werden, nebst sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten emengen. Probeausgaben bei ersterem und dem Verlag John Henry Schwern, Berlin W. 57.

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 40.

Karlsruhe, Freitag den 30. Mai 1913.

33. Jahrgang.

### Inhalt der Nr. 40:

Die Geburt des Goldes. — Die Fortschritte der drahtlosen Telegraphie. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

## Die Geburt des Goldes.\*

Von Emil Ludwig.

Grau stieg und drohend in die Morgensonne der ungeheure Ball zerriebenen Erzes, der einer Bastion gleich die Werte der Mine umlagerte. Es war, als wollte dies entkräftete Gestein treu seinem Herrn den Kreislauf neuer Förderung beschließen.

Das war eine der größten Minen. Auf einem riesigen Areal gelegen, mit mehr als zwölftausend Arbeitern, mit Beamtenwohnungen, Klubhäusern, Garagen, eine Stadt für sich wie unsere großen Eisenwerke.

Doch schon die Einfahrt war verschieden. Denn statt in einem breiten Lift senkrecht unter Tag zu fahren, wurden wir in schrägsteigende, offene Kästen, unseren Grubenhunden ähnlich, gefeiert und fuhren in rasendem Tempo auf schiefer Ebene ein, in einen Schacht von so gefährlicher Schmalheit, daß er die Mähe streifte. Die Minen, die das Ausgehende des schrägen Abfalls auf ihrem Grunde haben, folgen natürlich mit ihren Schächten dem Einfall, also im spitzen Winkel. Nur wer das nicht hat, baut vertikale Schächte, so wie bei uns, um die Goldader zu erkunden.

Auf über tausend Meter Tiefe stiegen wir aus. Man ist bis fünfzehnhundert vorgedrungen, und da die Erdwärme hier viel langsamer zunimmt, als bei uns, hoffen die Ingenieure, die Abflüsse bis zweitausend Meter hineinzutreiben. Von den Fortschritten der Technik hängt es ab, ob man das Gold erschöpfen kann, das hier „am Rand“ (des Hochplateaus, auf dem Johannesburg liegt) mit leidlicher Sicherheit auf achtzig Milliarden Wert in Markt berechnet wurde.

In den Gängen, die sich von unseren Kohलगängen kaum unterscheiden, überrachten mich zuerst die offenen Kerzen, die bei uns bei Todesstrafe verboten sind, und ich genoß das Unerhörte, an dem Tage rauchen zu dürfen.

In diesem glücklichen Lande sind sogar Kohlemminen frei von schlagenden Wetter.

Aus hintergründigen Gängen, die im Dämmer verschwinden wie Höhlen gefährlicher Drachen, kommen die Wagen mit dem Gestein heran. Aber hier gibt es keine Pferde wie bei uns. Hier gleiten und stoßen die Schwärzen. Ich dachte zurück an die tragische Erscheinung der Pferde, die, einmal unter Tag gekommen, erst nach Jahren, wenn sie der Grubenluft erlegen, herausgeschafft werden, zum Verscharren. Kommt aber das erkrankte Tier vorher ans Licht, dann ist es im Innern der Erde erblindet.

Wald wird alles enger! die Schienen hören auf. Zwischen stürzendem Gestein zwängen wir uns durch einen Kanin von weniger als Meterbreite aufwärts. Plötzlich stehen wir in einem hohen, dämmerigen Steinraum, der ist an wenigen Stellen sehr matt erhellt. Ist es nicht, als ständen wir auf der Bühne und sähen in das opalschimmernde, hohle Halbrund eines kleinen, sehr engen Theaters? Dort hängen die Vollampen. Schatten bewegen sich davor. Allmählich untersehe ich drei Schwärze, nackt, vor dem grauen Felsen. Halb hängen sie, halb zwängen sie sich zwischen vordringendes Gestein, um festzustehen. In gleichen Pausen schlagen sie mit dem Hammer auf die Stange,

Hier geben wir einen Abschnitt aus dem glänzend geschriebenen Essay „Die Goldstadt“, den Emil Ludwig in der April-Nummer der „Neuen Rundschau“ (Berlin, S. Fischer) veröffentlicht. Er führt uns nach Johannesburg, der südafrikanischen Minenstadt, zeigt uns ihr Leben, ihre Gesellschaft, ihre Arbeit, schildert den Schwindel und die Ausbeutung, darauf ihre „Blüte“ beruht und packt durch die Art und Weise, wie er alles mit Leben und Bewegung durchbringt.

die sie in ihrer ganzen Länge ins Gestein jagen müssen. Um drei Uhr muß es fertig sein, dann wird gesprengt. Sie bohren in den schmalsten Flözen, wo keine Maschine mehr vordringt. Plötzlich rattert dicht neben mir eine Bohrmaschine los, ein weißer Miner\*) führt sie. Ich sehe etwas Bligen. „Ist das Gold?“ — „Nein, das ist Schwefelkies, das ist wertlos.“

Wir gingen und kletterten eine Stunde lang. Ich hatte geglaubt, zwischen so mannigfachen Anstalten irgendwo Gold zu sehen und fragte schließlich etwas ungeduldig: „Wo ist das Gold?“ Der Führer beleuchtete die Felsenwand und wies auf eine dunklere Ader von Fußbreite. „Das ist die goldführende Ader.“ Ich sah, daß es unmöglich wäre, diese Ader allein wegzusprennen, aber ich hörte, daß, bei äußerster Vorsicht, nur ein Drittel mehr als die Ader abgesprengt wird. Wieder raste der schräge Wagen nach oben. Bald blendete das Licht des Tages. Die Schwärzen, die ihre Schicht beendet hatten, trugen nun Kleider. Bei ihrer Ankunft oben wurden alle sichtlich abgelastet. Ich fragte: „Warum sieht man nach, ob sie Gold gestohlen haben?“ Es ist ja gar feins da unten zu greifen!“ Mirrisch sagte der Führer: „Nicht nach Gold sondern nach Kerzen.“ — Mir stieg eine Klübe ans Herz.

Wir erkletterten die Halle, in die das geförderte Quarzgestein gehoben wird. Glatt rasiert und in Ketten stunden ein paar hundert gefangene Kaffern am langen Tisch, wo auf bewegten, unendlichen Bändern Stücke Gesteins herankamen. Wie ein Drache kam das Band ohne Ende aus einer dunklen Höhle hervor. Mit schlafwandlerischer Sicherheit warfen die schwarzen Verbrecher das taube Gestein heraus (eben jenes unnütz geförderte Drittel), warfen es in Trichter, von wo es auf die Halde geleitet wurde. Diese tauben Steine müssen dienen, sie werden ordentliche Pflastersteine, sie werden Straßen.

Aber alles andre Gestein wird zertrümmert, wird Pulver, Asche, Staub, weil jeder Stein verdächtig ist, wert zu enthalten. Riesige Komplexe hoher Häuser bergen diese Batterien. Das fürchterliche Getöse von ein paar hundert Mörsern macht die meisten Arbeiter hier, wo kein Staub mehr die Lungen schädigt, allmählich taub. In langen Reihen arbeiten die stählernen Stempel, zermalmen das Gestein mit hartnäckiger Ruhe, in einem durchwässerten System von Sieben, Maschinen, Trichtern. Die Mörser stampfen, die Rollen rattern, die Steine knirschen. In offenen Kanälen rollt Tag und Nacht eine flut schlammigen Wassers über das graue Gestein, das hier auf Maßgröße gebracht wird.

Ich schreibe, da in dem Getöse kein Wort verständlich wird, auf einen Zettel meine kategorische Frage: „Wo ist das Gold?“ Als Antwort weist der Aufseher in den Schlamm.

Wir kommen in neue Gassen, in die durch ein Netz von Uebertragungen die maßgroßen Steine geleitet, nun zu Pulver, zu Staub zerrieben und unter Wasser auf schräge, schüttelnde Tische gebracht werden, die mit Quecksilber bestrichen sind: Hier fließt der Gesteinsstaub ab, der Goldstaub verbindet sich zu Amalgam, unsichtbar.

\*) Die „Miner“ führen die Aufsicht über die schwarzen Arbeiter und besorgen die Sprengungen. „Sie kommen nach Afrika ohne je unter Tag gewesen zu sein, lernen ein halbes Jahr in der Mine und werden schon während dieser Zeit bezahlt. Nachher verdienen sie sechzig bis einhundertzwanzig Pfund im Monat, das heißt, bis achtundzwanzigtausend Mark im Jahre. Die ungeheuren Löhne haben ihren Grund: die meisten arbeiten sich rasch zu Tode... Der feine Staub des zerprengten und zermalnten Erzes legt sich auf ihre Lungen, sie werden phthisisch, nach zwei, drei Jahren sind sie meistens hin. Seit man weiß, daß 90 Prozent aller Miners rasch an Lungenleiden sterben, will jetzt ein neues Gesetz die Anstellung nur der tauglichsten und die Entlassung der gefährdeten fordern.

Und hier beginnt der Diebstahl. Wohl sind die Tische durch Nege verschlossen, aber da kommen zwei Weiße schleichen auf und schrubben mit gewöhnlichen Handbesen das Quecksilber ab.

Ich denke: Nun ist es so nahe, fast ist es geboren, aber da ich nichts blißen sehe, frage ich wieder: „Wo ist das Gold? Ein Herr der als Vertrauensmann in einem kleineren Raume wirkt, hält mir zur Antwort lachend eine dicke, graue Stange hin. Kaum daß ich sie heben kann: es ist das Gold-Amalgam. Darauf legt er die Stange in eine Pfanne, öffnet einen Ofen, schiebt die Pfanne in einen zylindrischen Raum. Dann zeigt er uns hinten am Ofen ein Rohr und erklärt, wie nun nach fünf Stunden das ganze in den Stangen enthaltene Quecksilber verdampft und, wieder flüssig gemacht, hier abtropfen würde. Was aber in der Pfanne bleibt, ist reines Gold. Ich rufe: „Verflucht! Sehen möchte ich das Gold!“ Der Herr lacht wieder, verdröht mich auf ein anderes Schmelzwerk und bringt uns ins Automobil.

Vor einer Wirnis von Treppen, Gerüsten, Behältern, Kanälen steigen wir aus. Nur sechzig Prozent des Goldes hat das Quecksilber freigemacht. Hier werden noch einige dreißig herausgezogen. Wir winden uns durch eine Stadt von Hallen, Leitern, Trichtern, Sandbergen, Bassins; hier wird der gesamte Steinstaub, der von den Quecksilbertischen abgelaufen, mit Hyantit behandelt, das nun beinahe den ganzen Rest von Goldstaub anzieht. Wieder wird chemisch das Hyantit vom Golde getrennt, der Staub getrocknet und es heißt, nun sei alles zum Schmelzen bereit.

In einer großen Halle, dem Schmelzwerk, steht ein eleganter Herr vor einem Miesofen. Vier Schwarze bedienen ihn: einer sorgt für das Feuer, einer hält hoch auf Stufen einen Haden bereit, zwei schleppen ein Ding herbei, das aussieht wie ein Helm. Es ist ein stählerner Behälter, gefüllt mit dem braunen Goldsand. Nun heben sie ihn in eine Art großer Eisenkchere, der Herr gibt ein Zeichen, der Schwarze hebt von oben die Eisentür, Blut sprüht hervor. Aus dem Hintergrund des Ofens leuchtet es wie weiße Helme.

Hier schwarze Hände heben die Schwere mit dem Helm an beiden Seiten auf und setzen ihn hinein. Eine andere führt der Herr in das Hölentor, ergreift damit einen glühenden Helm, sehr behutsam hebt er ihn heraus. Vor fünf Stunden wurde er mit Goldsand gefüllt hineingeschoben.

Der Schwarze läßt die Tür herunter. Ich trete so nahe, als es die Glut erlaubt. Gelbrotes schimmert in dem Helm das Gold — ein flüssiger Spiegel, vom Hauch der plötzlichen Kühle überweht. Nun kann ich mich darüber beugen. In dem Spiegel sehe ich hundert Köpfe, gedrängt wie ein Engel auf einer alten Himmelfahrt: Schwarze mit stumpfen Augen, Weiße, mit geränderten Augen, mit schmerem Atem, Weiße mit rafflosen Widen, mit gerigen Lippen, mit schnellem Atem. (Einer hat das Gesicht eines Fuchses.) Und aller Augen starren.

Wieder erzittert der flüssige Spiegel unter der kühleren Luft. Mein Bild weicht zurück in die schwerflüssige Tiefe. Als es sich glättet, sehe ich in dem Spiegel hundert Köpfe von Königen aller Zeiten, in Rüstungen, in Spänen, in Samt und Uniformen. Und aller Augen starren.

Noch einmal läßt der Wind das Bild zerinnen. Dann blicken hundert Frauen aus dem Spiegel, in allen Trachten, von jedem Alter, manche sind nackt. Und aller Augen starren.

Ein schwarzer Arm zieht mich zurück. Inzwischen hat der Schwarze einen Eimer vor seinen Herrn gestellt, einen elenden Kücheneimer, von dem der Lack gesprungen. Der Herr nimmt den Behälter in seine Hand und schüttet das Ganze hinein. Die Könige und die Frauen hat er zerstückelt. Es sischt nur ein wenig nach drei Augenblicken hebt er das Erstarke aus dem kalten Wasser. Zwei Drittel sind schwarzlich, das ist Schlacke. Die untere Kuppel ist Gold.

Dies ist etwa die Ausbeute eines Tages. Hunderttausende Tonnen Erz wurden zersprengt, zwanzigtausend schwarze und weiße Hände arbeiten, eine Stadt ist aufgebaut, damit dieser Klumpen geboren werde. Er glück durchaus jenem falschen Goldbarren, den mir die Defektive gezeigt. Der Herr schlägt mit dem Hammer die Kuppel

ab, hebt sie auf die Waage, ruft und notiert: 3220 Pfund (= 65 000 Mark). Dann reichte er es mir herüber, ich hob es auf. Es war ein kalter Klumpen.

## Die Fortschritte der drahtlosen Telegraphie.

Von G. Falkenfelds.

Seitdem Marconi, die vielfachen Versuche erfolgreicher Vorgänger zusammenfassend, im Jahre 1906 sein erstes Patent auf seine Apparate zum Austausch von Funkentelegrammen nahm und im Golf von Spezia auf 12 Kilometer Entfernung das erste Marconigramm zwischen der Küste und einem Schiff austauschte, hat sich zwar der Ruhm dieser Erfindung gewaltig ausgebreitet, man vernimmt aber wenig von ihren neueren Fortschritten, noch weniger von ihrer wachsenden praktischen Nutzung. Die Wissenschaft von den Funkensprüchen gehört eben zu den vielen menschlichen Großtaten, die in aller Stille ohne den marktschreierischen Aufputz und Lärm mit dem etwa sich die volksbeglückenden Regierungshandlungen vollziehen, der menschlichen Gesellschaft dienen und mit einer Selbstverständlichkeit in tausend Beziehungen des täglichen Lebens eindringen, die einen Undank gegen ihre Urheber bedeutet.

Die letzten Jahre haben sehr wesentliche Verbesserungen und vor allem eine Ausbreitung der drahtlosen Telegraphie mit sich gebracht, die man nie erhofft hat. Der wesentlichste Nachteil, die Langsamkeit des funkentelegraphischen Verkehrs ist nun endlich aufgehoben, seitdem es Marconi der raslos an der Verbesserung seiner Erfindung bemüht ist, gelang, durch eine geniale Verbindung seines mit einer Saite verlehnen Galvanometers mit einer photographischen Platte ein eigenes Alphabet aus den Bewegungen dieser Saite zusammenzustellen, mit dessen Hilfe, wie die Elektrotechnische Zeitschrift (1913) soeben berichtet, zwischen Irland und Kanada bereits 55 Worte in der Minute ausgetauscht wurden.

Ein zweites praktisches Erfordernis war es, die Entfernung zwischen Sender und Empfangsstation bedeutend zu vergrößern. Man trachtete ursprünglich, dies durch die Wahl möglichst großer Wellenlängen zu erreichen und die größte deutsche derartige Station zu Norddeich, gegenüber der Insel Norderney, arbeitet mit elektrischen Wellen von 1650 Meter Länge. Aber zu deren Herstellung gehören Maschinen, deren Bau große technische Schwierigkeiten bereitet. Daher trachtet man, nun die Wellenlänge auf andere Weise zu steigern und es gelang auch wirklich, wie die „Nature“ (1913) berichtet, durch Verbindung der Antennen, von denen die Wellen ausstrahlen, mit einer Erdableitung die Wellenlänge bereits auf das mehrfache zu erhöhen. Von Vorteil ist es hierbei auch, die Antenne möglichst hoch und umfangreich zu gestalten. Daher wählte man die Masse des vor kurzem eingestürzten Nauener Turmes, wie jedem Berliner geläufig, so gigantisch; darum geht man soeben an die Verwirklichung einer so „fantastischen“ Idee, wie der, im Dep. Sferre in Frankreich die eigentümliche Anordnung der fünf dicht nebeneinander stehenden Berge der Grande Chartreuse für die Zwecke der Funkentelegraphie dadurch auszunützen, daß man zwischen ihnen zehn Drähte in 25 Kilometer Länge ausspannen will, so daß diese Niesenantenne nach dem Bericht der „Nature“ aus nicht weniger als 250 Kilometer Draht ihre Strahlen in die Lüfte sendet. Außerdem hat sich durch den deutschen Forscher Braun nun auch die Möglichkeit ergeben, unbegrenzte Energiemengen auszufenden und trotz kurzer Antennen die Wellenlänge auf 3000 Meter zu steigern.

Die Erfolge der drahtlosen Telegraphie sind denn auch neuestens enorm gestiegen. Die Norddeicher Station sendet ihre Funkensprüche nunmehr bei Tag im Umkreis von 1800 Kilometer, des nachts 4500 Kilometer umher. Der große Unterschied dieser Zahlen wird dadurch bedingt, daß die Luft tagsüber die elektrischen Wellen fñrt und absorbiert. Die Station am Eiffelturm, der durch die drahtlose Telegraphie eine, bei seiner Erbauung ungeahnte Nutzbarkeit erlangt hat, sendet Funkenbrüche weit über Europa

hinaus, in einem Radius von 3000 Kilometer, des nachts sogar von 7000 Kilometer. Aber auch das sind noch keine maximalen Bissen. Am 4. März 1913 wurden, wie „Elektrotechnik und Maschinenbau“ mitteilt, auf der Station von Newport Beichen aufgenommen, die auf 11 000 bis 12 800 Kilometer Entfernung einlangten.

Die bloßen Bissen geben aber von diesen Wegstrecken keine richtige Vorstellung. Man wird erst dann die erstaunlichen Leistungen der Funkentelegraphie richtig ermessen, wenn man auf der Karte diese Entfernungen nachmisst und dabei sieht, daß in einem Radius von 7000 Kilometer von Paris aus Tibet und Newyork erreicht werden können, und daß der Weg von Kairo nach Kapstadt durch ganz Afrika nicht länger ist, auch schon zum Teil von Funkensprüchen überflogen wurde. Es gelang sogar, jüngst den Engländern, durch ganz Afrika einen Funkenspruch mit Bona (in den französischen Kolonien am Äquator) von Wien aus zu wechseln, obwohl die tropischen Urwälder der Verbreitung elektrischer Wellen viele Hindernisse entgegensetzten.

Es erscheint demnach nur mehr als eine Frage kurzer Zeit, daß die Kabel, die man als Triumph der Technik des 19. Jahrhunderts mit ungeheuren Kosten in die Meere versenkte, nicht mehr erneuert werden.

In gleichem Maße wie die Anwendbarkeit des Funkenspruchs zunahm, hat sich auch seine Anwendung gesteigert. Nur in Deutschland hat man sich daran gewöhnt, auch diese Erfindung ausschließlich vom militärischen Gesichtspunkt aus zu beurteilen, in andern Ländern sind Handel und Weltverkehr schon längst daran gegangen, sie in größtem Maßstabe sich dienstbar zu machen. Nach der amtlichen Statistik von 1912 waren in diesem Jahr 2381 Schiffs- und 435 Uferstationen tätig, von denen auf Deutschland nur 324 entfielen, während auf England und Nordamerika mit 1329 der Löwenanteil fiel. Bis zum Jänner 1913 waren schon wieder 106 neue Stationen errichtet, darunter auch solche in Tibet in der Mongolei, so daß binnen kurzem der ganze Erdball mit einem Neze von Funkenspruchstationen überzogen ist und das alte prophetische Wort vom Menschengestir, der seine Stimme über die ganze Erde hin erschallen wird lassen, zur buchstäblichen Wahrheit werden wird, da im Gefolge des Funkenspruchs, wenn auch in bescheidenem weitem Abstände, die drahtlose Telephonie nachrückt.

Es ist namentlich die Schifffahrt, der diese Erfindung dient. Von Rußland bis England befindet man sich ununterbrochen im Bereich der Funkenspruchstationen und eine aus ihren Meldungen zusammengestellte Zeitung wird täglich den Passagieren der Cunard-Linie überreicht. Welche Bedeutung aber der Funkenspruch bei einem Schiffsunglück haben kann, ist von der Titanic-Katastrophe her jedermann noch frisch im Gedächtnis.

Frankreich arbeitet gegenwärtig daran, an seinen Küsten einen ununterbrochenen Funkenspruchdienst zu organisieren, der in Intervallen von 10 und 30 Sekunden seine Signale aufs Meer hinausendet, um die Schiffe in ständiger Verbindung mit dem Lande zu erhalten und so vor allem die noch immer größte Gefahr des Seedienstes, nämlich die des Zusammenstoßes bei unrichtigem Wetter, zu verringern.

Aber auch auf dem Lande dehnt sich der Funkenspruchverkehr rapid aus. Für ihn wird die Form der Telephonie natürlich stets bedeutungsvoller sein als die der Depesche und heute, da die Italiener zwischen dem Kriegsministerium zu Rom und dem tripolitaniischen Kriegsschauplatz drahtlose Gespräche geführt haben, da man von Berlin aus auf 400 Kilometer Entfernung Zeitungsberichte auf gleiche Weise telephonierte und bei dem Rekord von 1000 Kilometer hält, bei dem auch noch die Stimme der Sprechenden wieder erkannt werden kann, ist auch dieses Problem mitten im Siegeslauf seiner praktischen Verwendbarkeit, nachdem es lange genug nur die Hörer der physikalischen Lehrsäle interessierte.

London hat den Funkenspruch schon in den Feuerwehrendienst einbezogen, die Newyorker Wörstianer haben bereits ihre „Privatantennen“ ausgetreckt und so hoffen wir noch alle den Tag zu erleben, da jedermann mit jedermann von

seinem Heim aus durch die geheimnisvollen elektrischen Wellen der Luft verkehrt. Die Technik hat uns daran gewöhnt, daß heute das verwirklicht ist, was gestern noch als Jules Verne'sche Fantasie erschien.

## Allerlei.

**Alkohol und Totgeburt.** Als Separatdruck einer in der Wochenschrift „Das österröichische Sanitätswesen“ erschienenen Abhandlung von Reg.-Rat Dr. Josef Schweighofer ist kürzlich eine kleine Broschüre unter dem Titel „Alkohol und Nachkommenschaft“ erschienen, die an der Hand der Salzburger Verhältnisse die Entwicklung des regelmäßigen Alkoholgenusses, insbesondere auf die Entstehung von Totgeburten behandelt. Das Salzburger Gebiet zeichnet sich besonders durch einen hohen Bierkonsum aus. Dieser betrug im Jahre 1880 163 Liter pro Kopf der Bevölkerung, stieg bis 1907 auf 242 Liter, um dann 1910 auf 194 Liter zu sinken. Allerdings ist bei diesen Zahlen der starke Fremdenverkehr Salzburgs mit in Betracht zu ziehen. Dazu kommt noch ein Weinverbrauch von 20 000 Hektoliter und ein Schnapskonsum, auf den sich aus dem Vorbanden sein von 3500 bis 3700 Brenneinheiten schließen läßt. Schweighofer hat nun an der Hand der Geburtenziffern der Salzburger Bevölkerung aus den Jahren 1906 bis 1909 festgestellt, daß in diesem Lande Totgeburt weit häufiger sind als bei der sonstigen Bevölkerung. So waren von sämtlichen Geburten Totgeburten in Hongau 11,6 Prozent, in Böhmen 17,8 Prozent, in Ostpreußen 17,5 Prozent, in Embach 17,1 Prozent, in Böhmen 17,2 Prozent. In Salzburg-Stadt selbst betrug die Totenrate „nur“ 11,8 Prozent.

Bei den Unehelichen ist die Totgeburtensrate naturgemäß noch höher. So hatte sie bei den unehelichen Müttern aus dem Kaufmannsstande die erschreckende Höhe von 46 Prozent, bei den Müttern aus dem Schankgewerbe 30 Prozent, bei den Beamtinnen 16 Prozent. Es kommt hier noch die Abneigung jener Bevölkerung gegen uneheliche Geburten hinzu. Im übrigen aber glaubt Schweighofer die hohe Prozentzahl der Totgeburten im Salzburger Land auf den starken und regelmäßigen Alkoholgenuß der Bevölkerung zurückführen zu sollen. Er betritt dabei die Ansicht, daß ein dauernder Alkoholgenuß weit schädlicher auf die Frucht wirkt als ein gelegentlicher Erguß.

### Die Redekunst des Marktschreiers.

Wie der billige Jakob der Bauernmärkte, der Kaufmann, der Marktschreier den „Herrn Doktor, Ambrosius- und Herbedebesitzer“ seine Hofentwürfe und Hofentwürfe, Geldbeutel und Notizbücher, Brillantringe und Uhrentaschen andrückt, ist künftighin zu hören. Georg Queri hat seine Witame verschiedentlich aufgeschrieben und veröffentlicht sie nun zur Freude aller, die sich über den Humor Stim haben, im Märkchen von Welschgen u. Pfaffen Monatsheften. Eine Stelle daraus sei hier wiedergegeben: „Eiei, eiei, eiei! Jetzt habe ich einen Meterslab, der ist gleich um einen halben Meter länger als ein gewöhnlicher Meterslab. Mit dem kann man das Straßchen abmessen, wenn man amät.“

Ja, so lauft's doch ein! Ich kann euch doch nicht ein halbes Dutzend seid'ne Beutwürste extra dringeb'n. Und jetzt — aber das derra! Ihr merkt's nicht, was das ist, was in meiner Hand so blüht! Was, ein Köffel? Du wir' nuziger Bub, du willst einem erfahrenen Mann was erzählen, der im Burenkrieg die Läuse zugeritten und dem General Borka sei' Schwiegermutter g'fangen g'nommen hat? Bist was hab' ich den mein' schön' Ord'n kriegt, den lebert Sankt Mikl mit die Brillant'n am Bandwurme?

Nein, das ist kein Köffel nicht, das ist eine Frechmachine. Da haben sich die Bauern frñherzeit ein Loch in den Bauch geschitten und die Supp'n hineingeschñt! — das beand't's jetzt nicht mehr. Jetzt braucht ihr nur ewer Vaterunseloch aufmachen und mit dieser Maschine die Supp'n hineintun. Mit einer solch'n Maschine kann man eine Familie von zwöif Köpfen in anderthalb Minut'n satt mach'n.

Aber hier hab' ich noch einen Kamm — den verkauf' ich gar nicht gern. Denn wann ich diesen Kamm verkauf' und komme in hundert Jahren wieder zu euch, dann kann ich keinen mehr andringen, weil ihr diesen Kamm immer noch habt. Dieser Kamm kann man biegen wie man will, mit diesem Kamm kann man zuschlagen wie man will (er schlägt einem Jungen auf den Kopf) und meine Großmutter hat im letzten Winter mit so einem Kamm drei Master Holz gesägt. Dieser Kamm hat zwei Seiten — eine asiatische und eine europäische. Wenn ihr mit der europäischen Kamm, fangt ihr fünfundszwanzig Läuse auf einmal, mit der asiatischen fünfzig bei diese lauf'nig Zeit'n.

Kauf't's ein, ihr Bauern, kauf't's ein, sonst könnt' euch's Geld häufel, wenn ihr's net einfa'nig laßt. Oder soll' ich am jed'nt' Maß Bier ach'n fürs Rudel' und 's Maulaufherr'n?